

## VORWORT UND EINLEITUNG

*Susanne Knaeble und Silvan Wagner*

Kollegen, Mitarbeiter und Freunde<sup>1</sup> von Gerhard Wolf haben sich in der Zeit vom 31. Oktober bis zum 2. November 2014 an der Universität Bayreuth zusammengefunden, um ihn anlässlich seines 60. Geburtstages zu ehren sowie ihm für langjährige Zusammenarbeit in Forschung, Lehre und universitärer Selbstverwaltung ebenso wie für wissenschaftliche und persönliche Förderung Dank zu bekunden. Der vorliegende Tagungsband, der in seiner inhaltlichen Ausrichtung das interdisziplinäre Forschungsinteresse und zugleich Gerhard Wolfs Wirken im internationalen Austausch unterstreicht, ist als Ausdruck der Würdigung nicht allein seiner wissenschaftlichen Arbeit, sondern auch seines kulturpolitischen Engagements zu verstehen. Seit 1996 ist Gerhard Wolf Inhaber des Lehrstuhls für Ältere Deutsche Philologie an der Universität Bayreuth, und in dieser Zeit hat er nicht nur den fachwissenschaftlichen Diskurs entscheidend mitgestaltet, sondern sich vor allem auch im Einsatz für hochschulpolitische Belange besonders verdient gemacht. Letztlich ist es dieses spezifische Ineinandergreifen seiner wissenschaftlichen und seiner hochschulpolitischen Arbeit, welches sowohl die Form seiner Ehrung in Gestalt einer interdisziplinären und internationalen Tagung als auch die Themenwahl des Festkolloquiums zu „Krise und Zukunft“ begründete.

Gerhard Wolf hat sich in seiner Beschäftigung mit der mittelalterlichen Chronistik, aber auch in Bezug auf viele weitere Untersuchungsgegenstände, immer wieder mit denjenigen Phänomenen beschäftigt, in denen die Dynamik kultureller Veränderung, mitunter in krisenhafter Zuspitzung, sichtbar wird. Seine Fragen nach dem Verständnis kulturellen Wandels umfassen dementsprechend auch immer Fragen nach der gesellschaftlichen Funktion und sozialen Aufgabe der Germanistik im Allgemeinen und insbesondere der Älteren Deutschen Philologie für die gegenwärtige Gesellschaft. Seine Arbeiten und sein Engagement haben dahingehend eindringlich bewiesen, wie fruchtbringend es sein kann, aus der Interpretation von vormodernen Texten respektive der hermeneutischen Auseinandersetzung auch Erklärungsmuster für die gegenwärtige Kultur und Gesellschaft gewinnen zu können. So wie auch das Werk Gerhard Wolfs von der Beschäftigung mit der Alterität und gleichzeitigen Nähe der mittelalterlichen Literatur geprägt ist, um aus der zeitlichen und kulturellen Distanz heraus auch die Verortung des modernen Subjekts zu hinterfragen und neu zu begreifen, so gibt auch der Untersuchungsgegenstand dieser Festschrift – „Krise und Zukunft“ – Anlass zur herme-

1 Hiermit werden generische Maskulina bezeichnet, die sowohl weibliche als auch männliche Personen umfassen.

neutischen Reflexion. „Krise und Zukunft“ zusammenzudenken stellt auch in Bezug auf Gerhard Wolfs Schaffen hierbei ein ‚neues‘ Thema dar, das ihn bislang noch nicht konkret in seiner Forschung beschäftigt hat, doch vermag es einen Teil des Gedankenhorizontes des Gelehrten und leidenschaftlichen Philologen widerzuspiegeln, vor dem sich sowohl seine Forschung als auch sein kulturpolitisches Interesse abzeichnen.

Von Gerhard Wolf konnte und kann man die Bedeutung historisch-kultureller Wurzeln lernen, d.h. die historische ‚Gewachsenheit‘ sowohl von Literatur als auch von Politik. Zukunft ist für ihn dabei eine aktiv zu gestaltende Größe, weshalb sich ihm die Krise auch immer als ein Moment darstellt, in welcher akuter Handlungsbedarf besteht, um Zukunft verantwortungsbewusst gestalten zu können. Dort, wo soziokulturelle Konflikte entstehen, ist – was auch in der vormodernen Literatur vornehmlich behandelt wird – ebenso in besonderer Weise ein auf Zukunft ausgerichtetes Handeln gefragt: In Krisenzeiten werden geradezu symptomatisch Zukunftsperspektiven entwickelt, wodurch diese zugleich als Indikator der Krisenhaftigkeit wie auch als deren Bearbeitungsmodus angesehen werden können. Ob es sich dabei um Beziehungs- oder Kommunikationskrisen, um Identitäts-, Legitimations- oder gar veritable Systemkrisen handelt, so ist doch allen Krisenformen gemein, dass ein Funktionieren nach bisherigen Schemata nicht mehr möglich scheint. Insofern erzeugt Krisenbewältigung Dynamik und manchmal sogar Neues. Den Gegenbegriff zur ‚Krise‘ stellt in diesem Sinne ‚Stabilität‘ dar: Krise bezeichnet folglich die Gefährdung oder gar den Wegfall stabilitätsgenerierender Mechanismen. Insofern ist Krisenbewältigung auch als eine besondere Form der Kontingenzbewältigung verstehbar: In der Regel wird versucht, den mitunter als chaotisch eingestuften Veränderungen, die mit einer Krise einhergehen, durch zukunftsgerichtete Überlegungen und/oder strategisches Handeln zu begegnen und so ‚die Verhältnisse‘ in Ordnung zu bringen, und zwar egal, ob die Krisenbewältigung auf den Erhalt des *status quo* zielt oder aber eine Veränderung angestrebt wird. Eine aus einer Krisensituation gewonnene Zukunftsperspektive lässt sich dementsprechend auch als spezifische Komplexitätsreduktion beschreiben, die den Zweck hat, Handlungsfähigkeit zu erzeugen. Der Umgang mit Zukunft ist insofern grundsätzlich entscheidend für die Überlebensfähigkeit sozialer Gemeinschaften und Systeme.

So anthropologisch konstant wie dieser Zusammenhang von Krise und Zukunft auch erscheinen mag, so soziokulturell und historisch differenziert ist sowohl die phänomenologische als auch die begriffliche Fassung von Krise und Zukunft: Das im Deutschen aus dem lateinischen *crisis* entlehnte Wort ‚Krise‘ ist erst seit dem 16. Jahrhundert nachweisbar und wurde zunächst im medizinischen Kontext verwendet. Auch wird das Phänomen ‚Krise‘ in den unterschiedlichen Disziplinen, die sich explizit mit diesem befassen, wie etwa Soziologie, Wirtschaftswissenschaften, Medizin, Psychologie und Ökologie, ganz unterschiedlich definiert und verstanden; entsprechend vielfältig ist auch die Erforschung des Krisenhaften in den kulturwissenschaftlichen Fächern ausgerichtet. So stellen bspw. neben den bereits etablierten diskurs- und spieltheoretischen Ansätzen auch systemtheoretische Zugänge ein adäquates Instrumentarium zur symptomatischen

Beschreibung von Krisenphänomenen zur Verfügung. Doch auch die Literatur- und Geschichtswissenschaften können Krisen phänomenologisch in Texten des Mittelalters und der Frühen Neuzeit greifbar machen.

Der Terminus ‚Zukunft‘ tritt im Mittelhochdeutschen als *zuokunfft* oder *kunfft* auf, was eine Ankunft oder Wiederankunft bezeichnet und damit explizit auf ein Ereignis ausgerichtet ist. Der *Begriff* ‚Zukunft‘ – nicht als erwartbares Ereignis, sondern im modernen Sinne als offener Zukunftshorizont verstanden – lässt sich weder im Mittelhochdeutschen noch im Frühneuhochdeutschen eindeutig nachweisen. Das *Phänomen* ‚Zukunft‘ hingegen begegnet beispielsweise in Formen der Vorhersage, Planung und Prognose auch in den kulturellen Zeugnissen der Vormoderne. So ist in einigen Formen der vormodernen Literatur, wie insbesondere in den Chroniken, die prognostische Qualität der Beschäftigung mit der Vergangenheit (und Gegenwart) von erheblicher Relevanz: Denn Ziel der Darstellung scheint hierbei keineswegs nur die Archivierung von Wissen, sondern vielmehr der Versuch, aus den beobachteten Strukturen Prognosen für die Zukunft, vielleicht sogar Handlungsanweisungen, zu gewinnen.

Gerade vor dem Hintergrund der Notwendigkeit historischer und soziokultureller Verortung des Phänomens Zukunft in Mittelalter und Früher Neuzeit hat sich die heuristische Differenzierung von geschlossener und offener Zukunft als praktikabel erwiesen. ‚Geschlossene Zukunft‘ meint dabei eine Zukunftskonzeption, die inhaltlich konkret gefüllt ist und keine Fragen hinsichtlich der Möglichkeiten zukünftiger Zustände und Geschehnisse offen lässt; das komplementäre Konzept einer ‚offenen Zukunft‘ geht mit dem Bewusstsein einher, nicht alle zukünftigen Möglichkeiten einsehen zu können und mit unerwarteten Ereignissen umgehen zu müssen. Auf den ersten Blick präsentiert sich diese Differenzierung sicherlich als eine harsche Gegenüberstellung einer mittelalterlich-geschlossenen Zukunft, die von der Gewissheit der Heilsgeschichte getragen ist, und einer modern-offenen Zukunft, die sich zunehmend aus Glaubensgewissheiten loslöst. Der genauere Blick sowohl in mittelalterliche als auch in neuzeitliche Texte macht aber deutlich, dass diese Zukunftsparadigmen nicht etwa holzschnittartig eingesetzt, sondern sehr differenziert ausformuliert, perspektiviert und sogar vermischt werden. Der scheinbar eindeutige Dualismus von offener und geschlossener Zukunft entpuppt sich dabei als eine dialektische Unterscheidung: So ist zwar die mittelalterliche Vorstellungswelt durch die Dominanz der eschatologischen Bestimmung geprägt, dennoch spielt der ‚freie Wille‘ des Menschen gerade auch in theologischer Hinsicht eine gewichtige Rolle. Wird Kontingenz in den erzählten Welten der mittelalterlichen Literatur im Großen und Ganzen gesehen vornehmlich auf Gott ausgelagert, so ist doch immer wieder zu entdecken, dass Handlungsoptionen der Kontingenzbewältigung auch ohne einen dezidierten Gottesbezug entworfen sein können. ‚Geschlossene Zukunft‘ und ‚offene Zukunft‘ werden bei dieser Betrachtungsweise zu heuristischen Konzepten für eine genaue Textinterpretation, anstatt als mit grobem Pinsel gezeichnete Gesamtaussagen über Makroepochen zu dienen. Anstatt also nach der (im Grundsatz sicherlich zutreffenden) basalen Differenzierung zwischen mittelalterlichen und modernen Zukunftsvorstellungen zu fragen, stehen hier die von Krisensituationen aus-

gehenden Perspektivierungsmöglichkeiten von Zukunft im Zentrum des Interesses, und zwar in interdisziplinärer wie auch diachroner Hinsicht. Somit erhalten neben ‚mittelalterlichen‘ und ‚modernen‘ Zukunftsvorstellungen auch die Zukunftsentwürfe der Frühen Neuzeit eine besondere Bedeutung, da sie diesen Wandel gerade nicht als ein Umschlagen von ‚geschlossener‘ zu ‚offener‘ Zukunft, sondern, wie die hier vorliegenden Untersuchungen zeigen, vielmehr als allmählichen Umbau und Überlagerung verschiedener Zukunftsbegriffe signifizieren. Die Beiträge der Festschrift arbeiten sich vor diesem Hintergrund an folgenden Fragestellungen ab:

- In welchem Verhältnis stehen – sowohl in geistlicher wie auch in weltlicher Literatur – heilsgeschichtliche Geschlossenheit und offene Zukunftsperspektiven?
- Wie greifen Hoffen und Handeln angesichts einer Krise ineinander?
- Wo lassen sich Protoformen offener Zukunftsentwürfe bereits in der mittelalterlichen Literatur finden? Wo werden entsprechende Muster ausgebildet, die später dominant werden?
- Inwiefern findet Krisenbewältigung durch Versprachlichung statt und welcher Zusammenhang zwischen Sprache und Politik ergibt sich daraus?
- Wie schlägt sich der medizinische Zusammenhang von Krise und Genesung literarisch nieder? Wie können aus einer Krise des Erzählens Perspektiven für das Erzählen gewonnen werden?
- Welche Auswirkungen zeitigen Krisen auf Identität?
- Welchen Wandel erfahren Krisendarstellungen im Wiedererzählen von Geschichten?
- Wie kann offene Zukunft angesichts eines fixen Strukturschemas erzählt werden? Welche Dialektik von Erwartbarkeit und Offenheit ergibt sich durch das Zusammenspiel teleologischer und kausaler Perspektiven?
- Existieren historische Zukunftsentwürfe jenseits der Heilsgeschichte?
- Wie ist das Verhältnis zwischen *longue durée* und Aktualisierung apokalyptischer Zukunftsentwürfe?
- Welche Zukunftsperspektiven ergeben sich angesichts des nahenden Todes?
- Welche genderspezifischen und poetischen Muster formt die lyrische Krisenreflexion aus?
- Welcher geschlossenen oder offenen Zukunftskonzepte bedient sich die Zukunftsvorhersage?

Ausgehend von der Definition von *Crisis* in mittelalterlichen Wörterbüchern, die den Begriff stets dem medizinischen Vokabular zurechnen, betrachtet FREIMUT LÖSER den Ausgang von Artusromanen: Wenn das Erzählende im medizinischen Sinn der *Crisis* eine Krise des Erzählens darstellt, so könnten die Erzählerfiguren am Schluss verschiedener Artusromane analog zum medizinischen Verlauf einer *Crisis* entweder kollabieren oder gesunden und vielleicht sogar gestärkt aus der *Crisis* hervorgehen. Dabei arbeitet er vergleichend und stellt den mittelalterlichen Texten die Erzählenden ihrer modernen und postmodernen Adaptionen gegen-

über. Er kommt zu dem Schluss, dass im klassischen und nachklassischen Artusroman die Erzählerfiguren, ganz wie im Heilsmodell für den Einzelnen, überwiegend sehr lebendig aus dieser angenommenen Krise des Erzählens hervorgehen. Die modernen Erzähler reagieren hingegen darauf mehrheitlich mit einer Problematisierung der Erzählerrolle, der Verschränkung verschiedener Erzähl- und Zeitebenen oder mit Pathos, einige zeitgenössische verstummen sogar.

NADINE HUFNAGEL befasst sich in ihrem Beitrag mit den Krisen der Helden im mittelhochdeutschen Artusroman *Iwein* Hartmanns von Aue sowie in zwei gegenwartssprachlichen Adaptionen dieses Romans, nämlich Felicitas Hoppes *Iwein Löwenritter* (Erstausgabe 2008) und Auguste Lechners *Iwein – Die Geschichte vom Ritter Iwein und der Königin Laudine, von Frau Lunete und dem Löwen* (Erstausgabe 1988). Hufnagel sieht die erzählten ‚Krisen‘ der jeweiligen Romane als Ausgangspunkte, um die Alterität und auch die Spezifika der Texte einsehbar zu machen, und definiert sie als Wendepunkte nicht nur der Handlung, sondern ebenso als Wendepunkte im Leben der Protagonisten, die mit einem spezifischen Rollenwechsel einhergehen. Während bei Hartmanns *Iwein* die soziale Identität des Adligen und damit die Reflexion von *hövescheit*, Ritterschaft und Herrschaft dominierend sind, gestaltet Lechner den Iweinstoff als Adoleszenzroman, der sich mit bürgerlich-konservativen Werten und Geschlechterrollen beschäftigt und die Entwicklung eines Jungen aus gutem Hause zum verantwortungsvollen Mann thematisiert. Die Funktion des Rückgriffs auf den mittelalterlichen Stoff besteht hierbei insbesondere darin, diese Normen mit einem überzeitlichen Geltungsanspruch zu versehen. Der zeitgenössische Fantasyroman von Hoppe stellt hingegen letztlich die Frage nach Menschlichkeit ins Zentrum, indem er den Ehrbegriff problematisiert und Ritterschaft mit Langeweile, Rücksichtslosigkeit und Ruhm im Negativen und mit Gerechtigkeit, Rücksichtnahme und Hilfsbereitschaft im Positiven verknüpft. Hinsichtlich der Gestaltung einer Krise der weiblichen Figuren nehmen beide Adaptionen massive Veränderungen gegenüber Hartmanns *Iwein* vor, die beide den zeitgenössischen Erwartungen an moderne Figurenkonzeption entgegenkommen, aber aufgrund der differierenden Liebes- und Genderkonzeption der beiden Erzählungen auch gravierende Unterschiede aufweisen.

Der Beitrag JUTTA EMINGS setzt sich mit dem populären Forschungsparadigma auseinander, nach welchem dem Höfischen Roman kein besonderer Grad an Zukunftshaltigkeit zuzusprechen sei. Sie kritisiert, dass die Erforschung temporärer Strukturen sich weit mehr auf die mythische Dimension, die Modi der Wiederkehr und Formen der zyklischen Zeit konzentriert und Zukunft lediglich als heilsgeschichtliche Größe und in Bezug auf die Endzeit in den Blick gerät. Dieses Paradigma stellt Eming in Bezug auf den Zusammenhang von Abenteuer und Zukunft auf den Prüfstand. Hierzu beleuchtet sie in Gottfrieds *Tristan* die Zukunftsunsicherheit der Protagonistin auf ihrer Überfahrt nach Cornwall als eine grundsätzlich transitorische Phase im Leben Isolde. Anhand von Hartmanns *Iwein* fokussiert Eming im Rahmen einer induktiven Analyse den Zusammenhang von Abenteuer, Zukunftsdimension und Krisenbewältigung. Dabei stellt sie das planende Vorgehen der Figuren sowie die generelle Bedeutung von Zeit und Zu-

kunft ins Zentrum, um letztlich dem alteingesessenen Forschungsparadigma, das Mittelalter sei eine Kultur der Präsenz, im Hinblick auf die Zukunft zu widersprechen.

RALF SCHLECHTWEG-JAHN beleuchtet in seinem Beitrag den Zusammenhang von Abenteuer und Kontingenz sowohl allgemein-erzähltheoretisch als auch exemplarisch anhand des *Loher und Maller* von Elisabeth von Nassau-Saarbrücken. Seine Leitfrage ist, wie Abenteuererzählungen bei einer geschlossenen Gesamtstruktur und erwartbarem Ausgang überhaupt Zukunftsoffenheit und Kontingenz narrativ gestalten können. In Anlehnung an Michail Bachtins Überlegungen zum Chronotopos unterscheidet er zum einen zwischen der erwartbaren Gesamtstruktur des Abenteuers und der Unabsehbarkeit des Ausgangs einzelner Abenteuerepisoden zum anderen. Mit Blick auf Umberto Ecos Gedanken zum Innovativen im Seriellen arbeitet Schlechtweg-Jahn eine Form der „seriellen Kontingenz“ heraus, die vor allem auf das ‚Wie‘ und weniger auf das ‚Was‘ zielt. Er stellt hierzu die These auf, dass das Abenteuererzählen insoweit „gefräßig“ ist, als seine serielle Struktur immer wieder neue Varianten serieller Kontingenz benötigt, um die Unabsehbarkeit und vor allem die Spannung der Abenteuerepisoden zu generieren. Diese serielle Kontingenz führt Schlechtweg-Jahn exemplarisch am *Loher und Maller* aus unter Verwendung unterschiedlicher Abenteuerbegriffe (Abenteuer als Bezeichnung einer Episode, Abenteuerer als Bezeichnung für einen gesellschaftlichen Außenseiter und schließlich Abenteuer als Bezeichnung eines Ereignisses).

Der Beitrag von SUSANNE KNAEBLE zeigt anhand Thürings von Ringoltingen *Melusine* die Überlagerung genealogischer und eschatologischer Zeit- und Zukunftskonzeptionen auf; zu beobachten ist im Zusammenspiel von Tituli, Holzschnitten und Narration, wie Uneindeutigkeit gezielt hergestellt wird, um diese im Weiteren als Erzählstrategie nutzen zu können. Das Körperschema der Melusinenfigur steht hierfür zeichenhaft ein, da sich in seiner Doppelgestalt gegenläufige Semantiken mit jeweils überzeitlich angelegtem Geltungsanspruch niederschlagen. Eine letztgültige Hierarchisierung zwischen den Deutungsangeboten findet jedoch innerhalb des Erzählgesamten dezidiert nicht statt, wodurch am Ende eine ungewisse Zukunftsperspektivierung entsteht. Im Zentrum des narrativen Verfahrens steht dabei stets die Aufforderung an den Rezipienten, die Bild-Text-Verbindung in den eigenen Deutungsprozess miteinzubeziehen und so plurale Deutungsangebote des Textes auch vor dem Horizont der spezifischen Medialität des frühneuhochdeutschen Prosaromans zu reflektieren.

Der Beitrag GEERT CLAASSENS' beleuchtet einen im deutschen Sprachraum wenig bekannten mittelniederländischen Ritterroman aus dem 14. Jahrhundert hinsichtlich seiner verdeckten Krisenhaftigkeit. Der Lebensweg des Protagonisten scheint nämlich durch zahlreiche Prophezeiungen bereits von Beginn an ebenso spannungs- wie krisenfrei vorgezeichnet; wie jedoch gezeigt werden kann, bergen gerade diese eine Vielzahl an Möglichkeiten, um von Krisen und deren Bewältigung zu erzählen: Im Romanganzem zeigt sich eine Spannung zwischen der Entscheidungsfreiheit des Menschen und der (Glaubens-)Notwendigkeit zur freiwilligen Unterordnung unter den Ratschluss Gottes, die erst im Durchgang durch die

Krise sinnstiftend aufgelöst werden kann. Verhalten in der Krise wird so als implizites Erzählprogramm des Romans erkennbar: Die übergeordnete und für den Menschen letztlich uneinnehmbare Perspektive auf Gottes Heilsplan wird dabei nicht zuletzt über Prophezeiungen verhandelbar. Krisen sind insofern nur im beschränkten Horizont des Menschen Krisen; vor dem Horizont der Heilsgeschichte jedoch sind sie es nicht.

Am Beispiel des deutschen *Malagis* zeigt VIOLA WITTMANN, wie in diesem spätmittelalterlichen Heldenepos das für das Erzählregister konstitutive Element der Vorausdeutung verschiedene Verwendungen findet, welche zugleich unterschiedliche Optionen im Umgang mit Zukunftsvorhersage offerieren. An zentraler Stelle des Epos situiert, werden zwei unterschiedliche Formen der Zukunftsvorhersage in einer Episode in direkter Gegenüberstellung gegeneinander geführt und deren Konsequenzen auf Handlungsebene verdeutlicht: So generiert die inhaltlich klare Aussage einer Zukunftsprophezeiung durch Traumdeutung letztlich ihr eigenes Eintreffen, das in seinem inhaltlichen Aussagegehalt unbestimmte Zeichen jedoch zwingt zu Deutung und Reflexion und somit zur Auseinandersetzung mit möglichen Ereignissen in einer unbekanntem Zukunft. Perspektivbildung und Erfahrung, Entscheidungsfindung und Bewertung werden hier sowohl im Textgeschehen als auch als rezeptionsseitig relevante Vorgänge einsehbar, denn auch im weiteren Erzählverlauf lässt sich ab diesem Zeitpunkt ein veränderter Umgang mit dem im Erzählregister angelegten Muster der Vorausdeutung ablesen, so dass diese an prominenter Stelle gesetzte Passage ebenso unter dem Gesichtspunkt poetologischer Reflexivität gelesen werden kann.

INGRID BENNEWITZ widmet sich in ihrem Beitrag Figurationen von ‚Krisenphänomenen‘ in der Neidhart-Überlieferung: Den Liedern speziell dieses Autors wurde bereits in der Vergangenheit wiederholt die Tendenz zum gezielten Bruch mit unterschiedlichen Minnesang-Konventionen attestiert, wobei insbesondere die im herangezogenen Liederkorpus sichtbar werdende Infragestellung von traditionellen Rollenbildern als Argument für eine bei Neidhart sich durchsetzende ‚Krise des Minnesangs‘ (Hugo Kuhn) beigebracht wurde. Bennewitz schließt an solche Überlegungen an, fragt jedoch dezidiert nach den Zukunftsperspektiven, die sich in diesem Zusammenhang erkennen lassen. Anhand der Überlieferungslage, vorrangig der Berliner Neidhart-Handschrift c, arbeitet sie zunächst eine Symptomatik der Krise in der Neidhart-Überlieferung heraus, die sich zu einem „fast schon apokalyptisch zu nennenden Krisen-Szenario“ verdichtet. Dennoch lässt sich das Arrangement der Lieder in der handschriftlichen Überlieferung ebenso als Auseinandersetzung mit Krisen im Hinblick auf eine Zukunft lesen: Voraussetzung dafür ist allerdings, der Überlieferungslage mitsamt ihren Implikationen hinsichtlich rezeptiver Praxis auch in interpretatorischer Hinsicht mehr Gewicht zukommen zu lassen, als dies in der Forschung bislang der Fall ist.

ALMUT SUERBAUM geht der Frage nach, welche Bedeutung Krise als Vorstellung eines radikalen Umschlagpunktes in verschiedenen mittelalterlichen Liedformen hat. Zunächst widmet sie sich dem klassischen Minnesang und dem Tagelied; anschließend nimmt die Betrachtung der in das *Fließende Licht der Gottheit* Mechthilds von Magdeburg integrierten Lieder breiten Raum ein, wobei auch Be-

zunahmen zwischen den Liedformen diskutiert werden: Die Sprecherin ist stellenweise von der Erfahrung persönlicher Krisen gezeichnet, die mit denen der weltlichen Lyrik vergleichbar sind, motivisch vermutlich aber auf das *Hohelied* zurückgehen. Charakteristisch für das *Fließende Licht* ist, dass darüber hinaus Gefahren thematisiert werden, die eine mystische Form des Sprechens mit sich bringt, wodurch auch eine Krise der Kirche aufzeigt wird. Ferner nimmt Suerbaum ein Liedkorpus in den Blick, das als *Tauler-Cantilenen* bezeichnet wird und worin Situationen, die denen in den lyrischen Passagen im *Fließenden Licht* ähnlich sind, kaum noch als Krise beschrieben werden; stattdessen entfaltet sich hier eher eine Krise der Sprache. Zuletzt reflektiert Suerbaum, inwiefern die in den Liedern greifbaren religiösen Formen der Krisenerfahrung geschlechtsspezifische Konturen haben.

SILVAN WAGNER untersucht die sog. ‚Alterslieder‘ Oswalds von Wolkenstein (Kl. 1, 2, 5, 6) hinsichtlich ihrer Konzeption von Zukunft. Seine Arbeitsthese ist, dass auch wenn, wie die Forschung konstatiert hat, das 15. Jahrhundert keine allgemeingültigen Wege zum Heil mehr anzubieten habe, eine in Krisensituationen aufscheinende offene Zukunft nicht notwendigerweise ausschließlich negativ bestimmt sein muss. Es gelingt Wagner, auf Grundlage der Differenzierung von lyrischem Ich und Dichter, eine komplexe und dynamische Überkreuzung verschiedener Sinn- und Zeitebenen aufzuzeigen sowie das Nebeneinander mehrerer Lesarten für alle vier Texte herauszuarbeiten: Zunächst entfalten die Lieder eine mittelalterlich-geschlossene Zukunft, die ganz im heilsgeschichtlichen Kontext aufgehoben ist und angesichts der Krise des nahen Todes aufbricht. Da aber überkommene Topoi nicht immer auserzählt werden, sondern, insbesondere durch den autobiographischen Ton, große Leerstellen entstehen, scheint darüber hinaus bezogen auf die Immanenz eine offene Zukunft auf. Diese ist zwar regelmäßig als Krise gestaltet, erscheint aber lediglich aus Perspektive des lyrischen Ichs – nicht aber aus derjenigen des Rezipienten oder des Dichters – als hoffnungslos.

Der Vorwurf Thomas Manns, dass Luther zugunsten der inneren, religiösen Freiheit die politische Freiheit geopfert habe, ist für JENS HAUSTEIN Anlass, in den Anfängen der reichsweiten Wirksamkeit Luthers um den Wormser Reichstag herum gezielt nach einem Bewusstsein bei Luther bezüglich seiner politischen Sendung zu suchen. Auf die Spaltung Deutschlands durch die Wirkung des Kirchenbanns nach dem Wormser Reichstag hin reagiert Luther mit Rückzug in die eigene Innerlichkeit einerseits, andererseits aber mit einer schriftstellerischen Tätigkeit, die durchaus auch die politische Einheit des im Glaubensstreit zerfallenden Reichs im Auge hat. Mit der theologisch begründeten Verdeutschung des Evangeliums entdeckt Luther in der Abgeschiedenheit der Wartburg zugleich eine Einheitsphantasie, die er unter dem Begriff der „lieben Deutschen“ den Spaltungstendenzen entgegensetzt. Die Einheitsstiftung durch die Sprache, die er im Übersetzungswerk findet, wirkt in eine ähnliche Richtung, und dies auch quer zu konfessionellen Grenzen. Insofern könnte die persönliche Krise Luthers mit dem Ausblick auf eine Zukunft des politischen Reichs enggeführt werden.

Am reformatorischen *Adam-und-Eva-Spiel* von Lucas Mai arbeitet CORA DIETL ganz unterschiedliche Zeit-Perspektiven heraus: Im Sinne Luthers stellt



Mai den Sündenfall als Beginn der Zeit der Hoffnung dar. Aus Perspektive der Engel kann diese Zeit lediglich hinsichtlich ihrer Vergangenheit und Gegenwart beobachtet werden, ohne dass ein Eingreifen oder aber der Ausblick auf die Zukunft möglich wäre. Die Trinität und ihre vier Töchter stehen in göttlicher Weise über der Zeit und können zwischen der Zeit der Spielhandlung, der Jetztzeit des Publikums und der heilsgeschichtlichen Zukunft springen. Adam und Eva können die Krise der teuflischen Bedrohung im Vertrauen auf die heilsgeschichtliche Zukunft überwinden. Lediglich die Teufel sehen in der irdischen Zeitlichkeit eine Chance, die eigene, durch den göttlichen Heilsplan hervorgerufene Krise zu überwinden – und werden vorerst in der Perspektive des Publikums bestätigt, das aus seinem Hier und Jetzt heraus die Zukunftswünsche der Teufel als Gegenwart realisiert sieht. Die Pointe angesichts dieser Krise liegt eben nicht in einem aktiven Verhalten zur zeitlichen Zukunft, sondern im Vertrauen auf den in Gottes Ewigkeit bereits abgeschlossenen Heilsplan.

CHRISTOPH FASBENDER veranschaulicht anhand dreier Beispiele aus dem reichen Fundus des vormodernen Stadtlobes, wie in dieser vorgeblich ‚krisenfesten Gattung‘ immer wieder substantiell das Moment der Gefährdung in die Gestaltung solcher auf Reputationsgewinn von Verfasser und belobigtem Gemeinwesen gleichermaßen ausgerichteten literarischen Form integriert wird. Das dem Stadtlob zugrunde liegende Formular, Ausweis einer starken, bereits auf die Antike zurückreichenden Traditionsbindung, stellt besonders mit den *mores*-Partien Freiräume zur Verfügung, in denen Aktualisierungen auf das Zeitgeschehen besondere Akzentuierungen hinsichtlich des Verhaltens der Stadtbewohner ermöglichen: Diese werden vor dem Horizont einer Krise als Gemeinschaft dargestellt, die jeweils nach spezifischen, einheitlichen Normen handelt. Mit der Identifikation von Gefährdungsmomenten und der Perspektivbildung auf erfolgreiche Strategien zu deren Bewältigung lässt sich zugleich ein Ausblick auf zukünftiges Handeln verbinden, das der Formierung städtischer Identität im Stadtlob wirkmächtig zuarbeitet.

Der Beitrag von ANDREAS RÜTHER erörtert an ausgesuchten Quellenstücken des späteren Mittelalters ein Zukunftsbewusstsein, das sich von der Heilsgeschichte entfernt. Er fragt dabei nach der Rolle der Vergangenheit für die Zukunftsmodelle in diesen Texten: Ist ein Wandel oder eine Entwicklung des Menschen in Bezug auf die Wahrnehmung von Zukunft zu erkennen, und wie ist das Zukunftsbewusstsein mit der politischen Ethik und dem Ideal eines Fürsten verknüpft? Zentral hierfür ist ausfindig zu machen, wie sich Haltungsoptionen und verantwortetes Entscheiden im Mittelalter gestalten, denn nur so ist zu beantworten, ob es bereits vor der Aufklärung einzelne Zukunftsvorstellungen gegeben hat, die Zukunft nicht nur vom heilsgeschichtlichen Ende her gedacht haben, sondern aus Gegenwart und Vergangenheit ableiteten. Als analytische Leitdifferenz dient Rütther dabei die Frage nach Zukunft als Ereignis oder als Zeitraum: „Ist die Erfahrung von zeitlicher Tiefe zu machen und eine Vorstellung von kommenden Dingen zu entwickeln, Prognosen zu treffen, Folgen abzuschätzen und Alternativen aufzuwerfen“? Um die jeweiligen Erfahrungen von und den Umgang mit Endlichkeit darzustellen, werden verschiedene Quellen vorgestellt, in welchen ein

solches Zukunftshandeln geboten ist. Zukunftsvorstellungen werden hierzu in Denkschriften und Ständelehren vom 14. bis zum 16. Jahrhundert als Möglichkeiten und Grenzen politischer Entscheidungsfindung und öffentlicher Willensbildung eruiert.

BERNT SCHNETTLER stellt in seinem Beitrag, eingedenk der historischen Bedeutung der Gattung Apokalyptik und aufbauend auf einer empirischen Studie zu den mit dem letzten Jahrtausendwechsel verbundenen Ansichten der Deutschen, die Frage nach der zeitgenössischen Bedeutung apokalyptischer Vorstellungen. Dabei unterstreicht er die Notwendigkeit zwischen verschiedenen religiösen Gruppierungen sowie zwischen einer primär religiösen und einer primär politischen Apokalyptik zu differenzieren und betont die Rolle der Massenmedien sowie die Unterschiede zwischen den USA und Europa. Er kommt zu dem Ergebnis, dass hierzulande die Transzendenzerfahrung ihre kollektive Wirksamkeit für die Alltagswelt wohl verloren hätte, wodurch sich die Gefahr charismatisch begründeter Fundamentalismen vermindere; gleichwohl besäßen Transzendenzerfahrungen für die Einzelnen weiterhin Relevanz, wenngleich mit höchst individualisierten Bedeutungsrichtungen und Handlungskonsequenzen.

Die Tagung wäre nicht zustande gekommen und dieser Band nicht gedruckt worden ohne die Unterstützung der Universität Bayreuth, des Universitätsvereins Bayreuth e.V., der Deutschen Forschungsgemeinschaft, der Oberfrankenstiftung und der Freunde des Bayreuther Lehrstuhls für Ältere Deutsche Philologie. Allen Förderern sei hiermit herzlich gedankt. Für ein umsichtiges Lektorat danken wir Julien Zigan.